

Regine Reim aus Schmidt war im Auftrag des Roten Kreuzes im Kriegs- und Krisengebiet in der Grenzregion der Ukraine unterwegs.

VON ANDREAS GABBERT

NORDEIFEL Auf dem Wohnzimmer-tisch von Regine Reim und Mario Lennartz aus Schmidt liegen einige Reiseführer und Karten. Es sind die Utensilien, die sie gebraucht haben, als sie im Jahr 2015 in der Ukraine und der Republik Moldau mit dem Wohnmobil unterwegs waren. Auch in diesem Jahr hat Regine Reim ihren Urlaub dort verbracht – im ehrenamtlichen Einsatz mit dem „Internationalen Komitee vom Roten Kreuz“. Deshalb hat sie die alten Unterlagen jetzt wieder hervorgeholt. Denn dieses Mal hat sie ganz andere Erinnerungen mit nach Hause gebracht.

Auslandseinsätze keine Seltenheit

Die 54-Jährige ist spezialisiert auf Hygiene- und Seuchenvorsorge und auf Erste-Hilfe-Training in Konflikt- und Krisensituationen. Auslandseinsätze sind für sie nichts Neues, denn schließlich arbeitet sie hauptberuflich für die Deutsche Gesellschaft für internationale Zusammenarbeit und hat unter anderem schon zwei Jahre in Sibirien und fünf Jahre lang in China gelebt. Im Auftrag des DRK war sie 2015 außerdem fünf Wochen lang im Ebola-Gebiet in Liberia im Einsatz. Dieses Mal führte sie ihr Engagement in die Republik Moldau und in die Ukraine.

Dort war sie vier Wochen lang unterwegs, um Alte, Kranke und andere Menschen, die sich selbst nicht helfen können, aus dem Krisengebiet in der Ukraine zu schaffen. Das war der ursprüngliche Auftrag, doch schon bald kamen noch andere Aufgaben auf sie zu. Neben den Krankentransporten gab sie Kurse in Erster Hilfe, verteilte Hilfslieferungen und fungierte als Dolmetscherin. Denn Regine Reim spricht Russisch, Englisch, Chinesisch, Französisch, Italienisch und Türkisch. Die Sprache der Ukrainer versteht sie ebenfalls. „Das hat vieles leichter gemacht. Es macht einen Unterschied, wenn man mit den Menschen sprechen und auf ihre Sorgen eingehen kann“, sagt sie.

Zum Roten Kreuz ist sie über eine Blutspende gekommen. Nach der Qualifikation für den Sanitätsdienst folgten Ausbildungen für den Fachdienst Technik und Sicherheit, den Betreuungsdienst und die Qualifikationen zur Ausbilderin. Eigentlich war geplant, dass sie im Frühjahr gemeinsam mit ihrem Lebensgefährten Mario Lennartz in den Einsatz geht. Aufgrund der damaligen Sicherheitslage wurde der Termin aber kurzfristig verschoben, und



Regine Reim war mit dem Roten Kreuz im Einsatz, um Alte, Kranke und andere Menschen, die sich selbst nicht helfen können, aus dem Krisengebiet in der Ukraine zu schaffen.

FOTO: SÖREN KRAMPE

dann brach sich Lennartz das Bein. „Ich habe überlegt, ob ich hierbleibe, um ihn zu versorgen. Im Grunde handelte es sich bei dieser Frage aber um ein Luxusproblem. Er hatte ja nichts Lebensbedrohliches. Deshalb war es sinnvoller, in den Einsatz zu gehen“, erklärt sie.

Die tiefsten Eindrücke haben die Ambulanzfahrten in die Ukraine bei Regine Reim hinterlassen. Die Evakuierung der Menschen wurde zwar immer beim Militär und den Behörden angemeldet, und das Zeichen des Roten Kreuzes wurde von der Bevölkerung und den Streitkräften auf beiden Seiten akzeptiert und geachtet. „Aber nach dem Passieren der Grenze setzte immer eine Spannung ein. Es war bedrückend, die Sirenen heulen zu hören, das Militär zu sehen und zu erleben, wie die Menschen in vollgepackten Autos auf der Flucht waren“, berichtet Reim.

Was sich wie ein reiner Krankentransport anhört, ist in Wahrheit eine risikoreiche, ja für die freiwilligen Helfer lebensbedrohende Mission. Denn auf den Fahrten durch die Ukraine lauert immer die Gefahr, in die kriegerische Auseinandersetzung zu geraten. Daher hatte Regine Reim ein spezielles

Training erhalten – für das Verhalten bei Einsätzen in Gebieten, wo mit Waffengewalt gekämpft wird. Unter anderem waren ein Fahr- und Sicherheitstraining und das Verhalten bei Fahrten durch vermintes Gelände, bei Entführung und Geiselnahme Themen der Schulung. Auch wie man sich verhält, wenn Hilfsmaterial beschlagnahmt wird oder wenn man beschossen wird, wurde ihr beigebracht.

Sie erzählt von Erdwällen, die sich beim genauen Hinschauen als Schützengräben und Panzerstellungen entpuppten, und der unglaublich großen Dankbarkeit, die ihr und den anderen Helfern entgegengebracht wurde.

„Eigenartiger Kontrast“ in Odessa

Die Atmosphäre in der ukrainischen Hafenstadt Odessa beschreibt sie als zweiseitig. Einerseits prägten schöne Alleen und eine tolle Architektur die Stadt am Schwarzen Meer. Die Leute würden im Sommer über die Straßen flanieren und ihren Berufen nachgehen. Das Leben stehe nicht still. Andererseits gebe es Straßensperren und Barrikaden, und auf den Werbetafeln seien nun Botschaften an die Bevölkerung und

die Soldaten zu lesen. „Das war ein eigenartiger Kontrast“, sagt Regine Reim.

An den Checkpoints wurden die Helfer des Roten Kreuzes immer wieder von Militär kontrolliert. Meistens wurden sie aber auch einfach durchgewunken. „Wir genießen ein großes Vertrauen“, sagt Reim und berichtet von langen Staus an den Grenzen, die sie mit Blaulicht auf der Gegenfahrbahn passieren konnten. „Das ist nicht wie hier, wo es schon schwierig ist, eine Rettungsgasse zu bilden. Die Menschen haben dort eine andere Achtung vor Rettungs- und Hilfeinsätzen“, meint sie.

Ängste und Leid

Auf den Fahrten erzählten die Menschen ihr immer wieder von ihren Ängsten, zeigten ihr Fotos von Grateinschlägen in den Gärten der Häuser, die sie verlassen mussten, und berichteten ihr von dem Leid, das sie gesehen haben. „Da merkt man, wie real dieser Krieg ist. Hier wird er inzwischen von anderen Themen überlagert und ist fast schon normal geworden. Da bekommt man das hautnah mit“, sagt Regine Reim.

Gut erinnert sie sich auch noch an den jungen Mann, der einen Schlaganfall und eine spastische Lähmung erlitten hatte. Er wurde gemeinsam mit seiner demenzen Mutter aus dem Krisengebiet transportiert. „Er war nicht behandelt worden, weil die Krankenhäuser anderes zu tun haben.“

Die vier Wochen waren für Regine Reim nicht nur emotional anstrengend. In der Hitze des Sommers dauerten die Fahrten nach Odessa fünf Stunden und die Rückfahrten ebenso lang. Gut 13 Stunden waren die Helfer am Tag unterwegs. „Das ist auch körperlich anstrengend.“

Zwischendurch musste Regine Reim eine Zwangspause einlegen, weil sie an Corona erkrankt war. Statt zu helfen, musste sie diese Zeit isoliert in einem Hotelzimmer in Chi in u, der Hauptstadt der Republik Moldau, verbringen. „Es ärgert einen maßlos, und man wird sehr ungeduldig mit sich selbst“, beschreibt sie ihre Gefühle. Untätig blieb sie aber auch dann nicht und ließ sich einen Laptop bringen, um administrative Aufgaben wahrzunehmen.

Der Nationalfeiertag der Ukraine, der 24. August, war für Regine Reim der Tag der Abreise. Im Flug-

zeug traf sie auf eine junge Frau mit einem kleinen Kind auf dem Arm nach Deutschland. Ihr Kind höre den ganzen Tag die Sirenen, immer wieder müssten sie im Bunker Schutz suchen. Nun müsse das Kind mal raus aus dieser Situation. Drei Wochen wolle sie bei Freunden verbringen. Urlaub vom Krieg. Was danach komme, wisse sie noch nicht. „Ich konnte nach einem Monat in mein vergleichsweise komfortables Leben zurückkehren. Es ist ein Luxus, dass ich mir dieses Ehrenamt leisten kann“, sagt Reim.

Warum macht sie das? Warum begibt sie sich als Ehrenamtlerin in Lebensgefahr? Auf diese Fragen weiß sie viele Antworten. „In erster Linie tun wir das, weil der Einsatz dem Gründungsauftrag des Roten Kreuzes folgt“, sagt Regine Reim und verweist darauf, dass sich die Rotkreuzler der Neutralität verpflichtet fühlen. „Es macht für uns keinen Unterschied, ob wir einem verwundeten russischen Soldaten oder einem verletzten Zivilisten aus der Ukraine helfen. Wir helfen dem Menschen, der unsere Hilfe am dringendsten benötigt“, erklärt Regine Reim, die auch schon in Russland und in Sibirien studiert und gearbeitet hat. Und ausdrücklich betont sie: „Ich habe Freunde in beiden Ländern.“

Für sie ist es eine Herausforderung, mit besonderen Situationen zurecht zu kommen. „Ich habe keine Kinder und verfüge über die nötigen Qualifikationen. Es ist schön, mit den Menschen vor Ort und einem Team, in dem 19 Nationalitäten vertreten sind, die Lage zu meistern“, sagt sie. Man lerne die Menschen und ihre Sprache kennen. Man erhalte Einblicke in ihre Kultur und kehre geerdeter zurück. „Ich bin froh, dass ich das gemacht habe, weil es mir die Realität vor Augen geführt hat. Es zeigt mir, dass es essenziellere Probleme als die Sorgen unseres Alltags in Deutschland gibt. Die wahren Helden sind die Menschen, die da leben, die dort bleiben müssen und weiter helfen“, betont Regine Reim.

Nach ihrer Rückkehr lässt sie die vergangenen Wochen allmählich Revue passieren. „Das kommt nach und nach, etwa wenn Freunde fragen. Manche Begebenheiten fallen mir erst dann wieder ein“, sagt sie. Ihrer Mutter erzählt sie eher Beruhigendes, und es gibt Dinge von denen sie gar nicht erzählt. Zum Schutz der Helfer und der Hilfsbedürftigen ist sie verpflichtet, über genaue Zeiten und Routen zu schweigen. Unabhängig davon ist so manch Erlebtes auch nicht in Worte zu fassen.